



Abend:

Zeitung.

156.

Montag, am 1. Juli 1839.

Dresden und Leipzig, in Commission in der Arnoldischen Buchhandlung.

Gedruckt in der Buchdruckerei des Verlags-Comptoirs in Grimma.

Verantw. Redacteur: E. G. Th. Winkler (Th. Hell.)

### Stil-Leben.

(Fortsetzung aus Nr. 100.)

#### III.

S...., den 26. März.  
Abends.

Die trauliche Schneehülle, liebe Emilie, welche ich Dir in meinem vorigen Schreiben, und zwar recht aus innerster Seele, so reizend habe schildern können, ist zwar vom barschen März-Athem aufgesogen, und die Landschaft hat somit ihr schmuckes Winterkleid abgelegt; aber wir haben darum keinen Lenz. Ich bin recht an Talleyrand's Wigwort erinnert worden, welcher auf die Frage: ob man nun Krieg oder Frieden (Winter- oder Frühlingswetter) erwarten dürfe? in seiner eigenthümlichen sarkastischen Manier antwortete: „Ni l'un, ni l'autre!“ Es ist nicht eigentlich mehr kalt, es ist aber auch nicht warm; die Erde ist zwar nicht mehr weiß, aber sie grünt auch nicht aus; und ein abscheulicher grauer Wolkenschleier hängt über dieser Dede. Hätt' ich nicht mein süßes Stil-Leben und, vor Allem, meinen herrlichen Camin, von dem ich Dich freilich schon so oft unterhalten habe, der aber mit seinem zierlichen, wärmenden Flammengezügel gerade für mein Leben auch viel zu wichtig ist, als daß ich seiner nicht immer wieder erwähnen sollte! Ich habe einen blendend weiß lackirten Tisch daran rücken lassen, der das Licht meiner hohen Sine-umbra-Lampe prächtig zurückstrahlt; eine Unterlage von dunkelgrünem Cassian schmeichelt, im Abstiche gegen jene Weiße,

meinem müden Auge, und darauf schreibe ich nun diese Zeilen an Dich, Du theure, geliebte Freundin meines Herzens. Die Gräfin hat uns verlassen, da ihre persönliche Gegenwart in B...dorf unerlässlich geworden war; und — gesteh' ich's Dir nur! — bei dem belebenden Einflusse, den ihre Unterhaltung auf mein, jetzt nur zu oft entmuthigtes Gemüth ausübt, kommt mir meine Existenz durch ihre Abwesenheit fast verödet vor. — Um mich her ist's in diesem Augenblicke todtenstill: meine Familie ist zu einem Besuche nach der Stadt gefahren; nur das lautere Murmeln meines, durch den schnell geschmolzenen Schnee angeschwollenen und getrübten Quelles, und zuweilen ein Luftstoß rauhen Abendwindes gegen die Hinterfenster unterbricht diese Stille; ich habe die eine Jalousie geöffnet, durch welche aber nur hier und da ein, den Wolkenschlor zerreisender Mondstrahl hereinschaut. Alles so trüb! Ueberdies leid' ich körperlich, und empfinde recht das Nahen des Alters. Lieber Gott! — Aber der Camin flammt energisch hoch auf, und meine Seele, welche die Gebrechlichkeit des alternden Körpers nicht theilt, strebt, gleich der prächtigen Flamme, himmelan, und schwelgt in Zukunftgenüssen. Man ist in Stunden der Entmuthigung zuweilen, wie durch höhere Schickung, so glücklich, eines ganz unerwarteten Trostes theilhaftig zu werden, und ich habe jüngst eine solche Begünstigung erfahren; — wohl dem, der die Huld zu nützen versteht! Im „Journal anecdotique“ der Madame Campan (der Dir, aus ihren Memoiren bekannten Kammerfrau der unglücklichen Marie Antoinette), wel-

ches mir kürzlich, an einem gleich trüben Abende, in die Hände gefallen war, schildert nämlich ihr Arzt, in der Vorrede, die letzte Krankheit und den Tod dieser gescheuten, würdigen, Lebens-erfahrenen Frau. „Je meurs, cher docteur“ sagt sie zu ihm, „mais le sentiment de mon immortalité devient si fort en moi, qu'il prend la forme d'une intuition intérieure!“ Ich kann Dir nicht sagen, wie wunderbar dieses Wort mich sogleich ergriff, erschütterte, erhob; eine ganze Reihe neuer Himmelsaccorde war damit in mir angeschlagen. Zunächst ist dadurch die schon früher, besonders am Todtenbette des Grafen, in mir erwachte Idee bestärkt worden, daß die in uns wurzelnde, aber nie voreilig zu frei werdende Gewißheit unserer Fortdauer, nicht bloß dem „ob?“ sondern selbst dem „wie?“ nach, in den späteren, ich sage nicht einmal in den letzten, Momenten des scheidenden Lebens, aus den früher überschattenden und nun weichenden Interessen irdischer Beziehung mit großer Klarheit hervortreten und sich schon zu einer eigentlichen Anticipation des nahenden Folge-Lebens gestalten kann. Du wirst mich fragen, warum die milde Hand der Gottheit uns diesen süßen Trost nicht in der ganzen Concentration dieser spätesten Gewißheit schon eher genießen läßt? Liebe Freundin, auch diese Rücksicht hab' ich auf die nämliche Veranlassung ferner einer nochmaligen Untersuchung unterworfen. Siehe, die Gottheit dürfte nicht; — ich schreibe Dir den Gedanken in den allernüchternsten Ausdrücken nieder, weil sich wirklich die Prosa von objectiven Zwecken für ein bestimmtes Leben einmischt, welche die Vorsehung nun einmal schlechterdings durch ihre Sterblichen erreicht wissen will, und wobei sie die Angestellten nicht durch ein zu lautes Herüberschallen angenehmerer Töne aus einem Zukunftslande stören mag. Glaube mir, liebe Emilie, man würde sich über unsere Hoffnungen vom Jenseit mehr im Reinen befinden, wenn man nicht so viel Ueberschwängliches, Phantastisches, einmischte, und die Sache, gleich der Natur, mit aller der Gottheit gebührenden edlen Simplizität bekleidete. Wir sollen nun einmal schlechterdings auch hienieden wirken, und zwar mit allen uns zu Gebot stehenden Kräften, und in dieser irdischen Thätigkeit nicht mehr als billig unterbrochen werden durch den lähmenden Bezug auf eine höhere himmlische Thätigkeit mit entsprechenden höheren Genüssen. Alles zu seiner Zeit; — und die Zukunft kann, ja, darf uns daher unter der Form von Intuition nur erst dann klar werden, wenn die Erde keine ferneren rechten Ansprüche mehr an uns zu machen hat. Diese resignirte Art von Auffassung scheint mir nun

so natürlich, so unabweislich, in ihrer Einfachheit so erhaben, daß ich mir gar keine rechte Einwendung dagegen denken kann. Du theilst sie mit mir, meine einsichtsvolle Freundin; aber es giebt Personen, welche das irdischen Plack so hoch anschlagen, daß sie die Unendlichkeit der Existenz, zu der sie berufen zu seyn zugestehen, in zwei Theile zerfallen, deren einen das siebenzig- bis achtzigjährige Erdenleben mit seinen Bemühungen, den andern aber die Ewigkeit mit einem unbegrenzten „seligen“ Ausruhen von jenen Mühen abgeben soll. Ich bin nun so alt geworden im steten Nachsinnen über diese Materie; lange Krankheit hat, wie Du weißt, meinen Sinn abgewendet vom Irdischen, und mich mit allen meinen Erwartungen an das Jenseits verwiesen; aber so weit hab' ich meine Ansprüche an dasselbe nie auszudehnen gewagt. Als unzweifelhaftes Resultat meiner Selbstbeobachtung hinsichtlich dessen, was das Erdenleben subjectiv aus mir gemacht hat, und, umgekehrt, was ich objectiv in demselben für dasselbe gesollt habe, zeigt sich mir, im ersteren Betrachte, die Ausbildung unendlicher Kräfte, deren ferneres Aufgebot sich die Weltbehörde für eine zukünftige Anstellung vorbehält, im anderen aber, eine mannigfache wirkliche, der Erde zu gut gekommene, ihr verbleibende Leistung; und wenn ich also diesen sich mir sichtbar aufdringenden Doppel-Zweck des Erdenlebens nicht inconsequent verläugnen will: so muß ich auf die irdische Thätigkeit eine erhabener Thätigkeit mit ausgebildeteren Kräften folgen lassen, und die erschlaffende Idee eines müßigen, „seligen“ Ausruhens schlechterdings ausschließen. Sage mir nun, liebe Emilie, wie sich die Mythologien in eine so niedrig-selbstsüchtige, den Schöpfer gleich dem Geschöpfe ebenmäßig entwürdigende, mit aller Analogie so offenbar streitende Ansicht haben verirren können? Das Paradies des Muhamedanismus z. B. ist doch wirklich das verächtlichste Asyl müßiger Böllerei; die Realisation seiner Anweisungen würde dem Unsterblichen seine Unsterblichkeit ekelhaft machen, indem sie ihn um den edelsten Genuß: die Uebung erworbener höherer Kräfte betröge. Freilich postulir' auch ich eine Jugend des Folge-Lebens mit alle den süßen Illusionen, deren eine frische Existenz fähig ist, und deren schöner Gegensatz sich erheiternd an die Trübe eines Lebens-Abends anschließt; aber sie wird das Ausruhen nur vertreten, indem sie doch zugleich auf den tieferen Ernst vorbereitet, der ihrer im Hintergrunde des neuen Daseyns wartet, und sich ihr nur noch schonend verbirgt. Wie mag man der Gottheit nur die Inconsequenz zumuthen, so sorgfältig gepflegte und ausgebildete Kräfte länger als unumgänglich nöthig ist, ungenützt zu lassen! —

In jene frische Jugend des Folge-Lebens, als die nächste Perspective, versetz' ich mich nun aber mit allen Sinnen, allen Erwartungen, allen erlaubten Ansprüchen, denen die noch zu arme Gegenwart keine Entsprechung bieten konnte, — und weshalb wolltest Du das liebliche Gebiet nicht mit mir durchschwärmen? Glaube mir, liebe Emilie, wir befinden uns auf festem Grund und Boden: die Gottheit verzichtet zwar nicht, im Sinne jener Mythologien, auf die Zumuthung neuer Kraftanstrengungen von unserer Seite, aber sie will wohl ein mit einem trüben Lebensabende und der Nacht des Todes endendes schweres Tagewerk von einem neuen heißen Mittage durch einen rosigen Morgen trennen. Im erfrischenden Thau dieses Jugendmorgens laß uns schwelgen! Siehe, liebe Freundin, Jean Paul, in der *Selina*, welche mir so viel Schmerzen verursacht, hat gesagt, „daß das Ob der Unsterblichkeit? häufig unter dem Wie? leide.“ Diesem „Wie?“ nun wollen wir im heitersten Vorgenusse der neuen Jugend, als der besten Antwort auf den bekümmerten Zweifel, so nahe als möglich treten; — die Gottheit hat allerdings nothwendig gefunden, einen dichterem Schleier darüber zu breiten; aber ich habe nie glauben mögen, daß es der vor Erwartung zitternden Hand des gerade auf diese Forschung vorzugsweis angewiesenen Sterblichen ganz unmöglich sey, irgend einen Zipfel des Vorhanges zu lüpfen.

(Fortsetzung folgt.)

#### Nachtrag zu dem Aufsätze „Lange und Wolf“ Nr. 64 der Abend-Zeitung.

In der dort erwähnten, mit Waffen des Wizes geführten, Fehde zwischen Wolf und Lange, soll, nach einer andern Angabe, das, gegen Lange gerichtete, Epigramm nicht aus der Feder Wolfs, sondern aus der des Propsts Reinbeck in Berlin geflossen seyn. Diese Meinung erhält einige Wahrscheinlichkeit, wenn es mit einem dritten Epigramm seine Richtigkeit hat, welches ein, damals lebender friedliebender, Mann, der selbst, jedoch vergeblich, eine Vereinigung zwischen Lutheranern und Reformirten zu bewirken suchte, in dasselbe Stammbuch geschrieben haben soll, in welchem das Wolfsche und Reinbeck'sche Epigramm gestanden haben sollen. Dieser Mann war Dr. Daniel Ernst Jablonsky, Hofprediger zu Berlin, Kirchenrath bei dem reformirten Kirchendirectorium, der, auch als Bischof der böhmischen Brüder (zu Lissa), den ersten Bischof der Herrnhut'schen Brüdergemeine, den Wagner Ritschmann ordinirte, und der

in einem und demselben Jahre mit Reinbeck (1741) starb. Sein Epigramm lautet so:

Das W, was kurz vorher das L in Schimpf gebracht,  
nimmt zwar das R in Schutz; dem aber ohngeacht  
wird nun anstatt des W, das L herum genommen.  
Bei diesem Wörterstreit ist man dazu gekommen,  
und spricht: Ihr, welche Ihr den Weg zur Weisheit  
kennt,  
schämt Euch, daß Ihr Euch schimpft, mit Schimpf  
beim Namen nennt.  
Sind Wolf und Lange gleich in Säßen sich entgegen,  
wird sich die Wahrheit doch schon selbst vor Augen legen.  
Drum, Lange, nimm das L, die Bruderlieb' in Acht.  
Wolf, schreib' das theu're W, die Wahrheit mit Be-  
dacht;

R aber suche nicht in Nichten Heldenthaten;  
So ist dem L und W und auch dem R gerathen.\*)  
— G. — D.

\*) Georg Friedr. Kirsch, Erholungen nach ernsten Stunden. Leipzig, bei Schneider. 1787. Seite 250.

#### A p h o r i s m e n.

Die Liebe gleicht in dem Herzen mancher Männer einer Sensitive, die schon durch das bloße Wissen, daß ihre Fortdauer Bedingung der sie umrankenden Schlingpflanze geworden, zusammen sinkt und den Todeshauch der Vernichtung empfängt. Die Ungewißheit des Besizes ist der Boden in welchem dieselbe am besten gedeiht, alle Stürme erträgt. —

Je hoffnungserfüllter unsere Stunden, je leerer sind in der Regel die darauf folgenden Tage.

Julie v. Großmann.

#### Der angeführte Bauer.

Ein Bauer, der's oft mit Verwunderung angeseh'n,  
Daß Leute in Port'haisen saßen,  
Sah jüngst zwei Träger müßig steh'n,  
Und wollte sich zum Scherz doch auch 'mal tragen lassen.  
Die Träger, um ihn anzuführen,  
Die nahmen aus dem engen Hauf  
Den Boden unbemerkt heraus,  
Und ließen ihn im tiefsten Roth marschieren  
Und lange in der Stadt umher spazieren.  
Nachdem sie ihn nun müde fast gemacht,  
So öffneten sie ihm das Thor  
Und frohen Muth's sprang er hervor;  
Das, sprach er: hab' ich besser mir gedacht.  
Doch so geht's oft, wenn man ein Ding nicht recht ver-  
steht;

Viel angenehmer dacht' ich's mir,  
Ich hielt es für ein groß Plaisir,  
Doch das ist accurat, als wenn man geht.

v. Damm.

## Nachrichten aus dem Gebiete der Künste und Wissenschaften.

## Correspondenz = Nachrichten.

Breslau, am 4. Juni 1839.

Kunstaussstellung. — Wollmarkt. — Wettrennen. — Theater. — Ballet. — Dürerfest. — Akustisches. — Verschiedenes. —

Am 15. Mai ward im Börsegebäude die Kunstaussstellung des ersten Cursus eröffnet, und zwar unter einem gegen die frühern Jahre erhöhten Entree, worüber hin und wieder laut gezürnt worden ist, d. h. von solchen Raisonneurs, die niemals eine derartige Schauausstellung zu besuchen pflegen. Diejenigen, welche die Breslauer Kunst- und Gewerbeausstellung von 1839 beaugenscheinigt und geprüft haben, bereueten beim Nachhausegehen die Mehrausgabe gewiß nicht. Ihr Referent ist nicht gesonnen, eine Masse von Künstlernamen niederzuschreiben und ins Detail der einzelnen Leistungen einzugehen. Weniges nur sey herausgehoben, und zwar solches, das einen guten Eindruck auf uns gemacht hat. Das Mindergelegene mögen Kunsttheoretiker von Fach tadeln. Die „Hussitenpredigt“ von Lessing und „Jeremias“ von Bendemann waren die Glanzpunkte der Ausstellung. Allgemein ist die hoch poetische Auffassung des gegebenen historischen Stoffes von beiden Meistern anerkannt, und man will in Lessing mehr dramatische, in Bendemann elegische Elemente erkannt haben. Eine tief contemplative Richtung, eine sinnige Beschauung innerer Seelenzustände, wie sie das gewaltige, zerrissene Leben glühender Fanatiker gebiert, spricht aus der „Hussitenpredigt“, während der „Jeremias“ eine Apotheose großartigen Schmerzes bietet; nicht im Glend gemeiner Naturen, in der Aufregung gewöhnlicher Gesinnungen, sondern im Bewußtseyn edler Individuen, über denen eine zornige, rächende, welthistorische Nemesis schwebt. Es ist gewiß, daß diese beiden Schöpfungen eine Kunstpoche begründen, und daß von Düsseldorf aus ein neues Licht über Deutschland zu strahlen beginnt, wenn auch eigentlich im historischen Genre die Münchener Schule Bahn gebrochen hat. Mit der „Hussitenpredigt“ verwandt waren zwei englische Kupferstiche, nämlich „The preaching of Knox before the lords of the congregation“, nach dem Seelemaler Wilkie von Doo, und „The Covenantors“, nach G. Harvey von Bromley. Die Genrebilderei repräsentirt diesmal der hiesige Künstler Emil Ebers mit seinem humoristischen Werkchen „Revolution in einer kleinen Stadt“, welches die Lacher auf seine Seite zog. Im Allgemeinen war wohl nicht zu verkennen, daß das Kunstleben seit 1829 (in diesem Jahre ward nach Büsching's Tode die erste größere Ausstellung gewagt) in Breslau eine ganz andere Gestalt angenommen hat, und es ist zu hoffen, daß der Kunstsinne auch in das technische und Gewerbsleben eingreifen werde. Kann man doch jetzt schon in den hiesigen Kunsthandlungen von Karsch, Sommerbrodt, Granz, Romano und Oliviero zu jeder Zeit die besseren Produkte der Kupferstecher- und Steindruck-Kunst erhalten, was früher eine unerhörte Sache war, der Kunsthändler Karsch veranstaltete sogar vor einigen Wochen im hiesigen Knappe'schen Locale eine Ausstellung von den neuesten Lithographien, Kupfer- und Stahlstichen, colorirten und lithographirten Bildern aus der deutschen, italienischen, französischen und englischen Schule, sowie von malerischen Lithographie-Prachtwerken. Das Hervorragendste war eine Copie von Kaulbach's „Hunnenschlacht“, gestochen von J. Thäter in München. Da wir das Original hier schwerlich zu sehen bekommen dürften, so war diese exacte Nachbildung um so

beachtenswerther. Dverbeck's „heilige Familie“ von J. Felsing, Finden's „Portraitgalerie“ und besonders Hanfstengel's „Lithographien“ aus der Dresdner Gallerie fanden und verdienen außerdem die größte Anerkennung. Einige Notizen über den zweiten Cursus der Ausstellung, der bis in den Juli dauert, im künftigen Bericht.

Der diesmalige Wollmarkt (bekanntlich ist der Breslauer Wollmarkt einer der bedeutendsten der ganzen Erde) hat wieder Leute aus aller Herren Ländern, aus Asien und Amerika herbeigezogen und einen ungemein lebhaften Verkehr erweckt. Alle Gasthäuser sind überfüllt, daher von den Meisten theure Privatwohnungen in Anspruch genommen werden müssen. Die Preise sind gut; die Nachfragen um hoch- und ganz feine Waare lebhaft (am 30. v. M. wurden 8000 Centner verkauft), besonders die Rheinländer erfreuen uns mit guten Geboten. Ich beziehe mich hierbei auf einen trefflichen, von hier aus geschriebenen Artikel in der Leipziger Allgemeinen Zeitung „der diesjährige Wollhandel“, worin bewiesen wird, daß der hiesige Markt in der Regel den Ausschlag für die Schurpreise giebt, und welcher Ihnen freilich eher zu Gesicht gekommen ist, als Ihrem Referenten. Die Kinder Israels haben natürlich alle Hände voll zu thun, und obwohl sie vom Pfingstenwunder nichts halten, so verstehen sie doch: Parther und Meder und Elamiter zu behandeln und für ihre Ansichten zu gewinnen. Welcher Unsinn ist es doch, von einer Emancipation der Schacherjuden zu reden! dieser Subjecte Heiland ist Geld, sey auch die Erwerbung und der Besitz an noch so niedrige, selbst entehrende Bedingungen geknüpft. Ihnen ist die goldene Sklavenkette lieber als die geistige Freiheit, der Fleischtopf Aegyptens lieber, als ein durch würdige Bestrebungen zu erringendes Kanaan und sie hüllen sich in den bequemen Mantel talmudischen Unsinn, durchaus nicht lüftern nach dem modernen Emancipationsfrack. Bei solchen Leuten werden die Mühen der Aufklärer in Ewigkeit vergeblich seyn, wie das Schicksal des Dr. Geiler hier neuerdings bestätigt, und den Bessern, Edlern jenes unglücklichen Volkes bleibt kein anderer Trost, als das Versenken in die großen Tage der Vorzeit, in die Geschichte seiner erhabenen Gesetzgeber, Helden und Dichter, die frei und mächtig waren, selbst unter dem Drucke heidnischer und christlicher Tyrannen.

Den vielen Fremden konnte wohl außer der Kunstaussstellung und außer manchen andern Genüssen kaum Etwas interessanter seyn, als das Wettrennen und die Thierschau. Wegen der häufigen, fast täglichen Gewitterregen des Monats Mai glaubte man schon, das Wettrennen verschoben zu müssen, weil die Bahn bei großer Nässe gefährlich werden könne, aber dieß wahrhafte Volksvergnügen fand dennoch Statt und zwar vom 28. bis 31. v. M. Unter den richterlichen Auspicien des Generalkapitän's Grafen von Brandenburg, des Kammerherrn Grafen v. Burghaus auf Lasan und des Landstallmeisters v. Knobelsdorff folgten die Rennen in nachstehender Ordnung auf einander. 1) Das von der Frau Fürstin von Liegnitz gestiftete Rennen auf freier Bahn. Preis: ein von der hohen Stifterin ausgesetzter silberner Pokal, den der Sieger ein Jahr lang behält, im nächsten Jahre vertheidigen muß und nur durch dreimaligen Sieg als Eigenthum erwerben kann. Pferde aller Länder. 5 Frd'or Einsatz. Kein Neugeld. 1000 Ruthen. Unter den 4 Concurrenten (Graf Rinski, Benecke v. Grödigberg [mit 2 Pferden] und Graf Henkel-Siemianowicz) brachte es die Hilda des Herrn Benecke entschieden zum Siege, in 5 Minuten 15 Secunden.

(Fortsetzung folgt.)

Nebst dem Buch- und Kunst-Anzeiger Nr. 6 der Arnoldischen Buchhandlung in Dresden und Leipzig.